

Kein Herz für psychisch Erkrankte

Die Schweiz unternimmt zu wenig, um psychisch Erkrankte in die Arbeitswelt einzugliedern. Das geht aus einem Bericht der OECD hervor. Dabei kann gerade der Job bei der Genesung eine wichtige Rolle spielen.

DIANA BULA

Der Mann, der soeben vorbeigegangen ist, hat geredet. Nur war keiner bei ihm, mit dem er hätte reden können. Selbstgespräche. In solchen Momenten reagieren Passanten unterschiedlich: Einige schauen den Mann verängstigt an, andere senken ihren Blick und huschen vorbei, eine dritte Gruppe weicht aus. Fast so, als sei der Mann ansteckend. Psychisch Kranke werden nach wie vor oft stigmatisiert, als unheimlich oder unberechenbar.

Das ist einer der Gründe, weshalb Menschen mit psychischer Behinderung seltener in die Arbeitswelt eingebunden werden als Menschen mit einer körperlichen Behinderung. Niklas Baer von der Psychiatrie Baselland und Mitautor des OECD-Berichts «Psychische Gesundheit und Beschäftigung: Schweiz» bestätigt: «Psychisch Kranke sind häufig arbeitsfähig. Aber die Arbeitgeber haben Angst, sie anzustellen. Die Betroffenen können ein paar gute Tage haben, dann wieder ein paar schlechte. Sie sind vielen zu unkonstant.» Das, obwohl die IV im Rahmen von Integrationsmassnahmen einen Teil des Lohnes übernehmen würde, um das Kostenrisiko für Firmen zu senken. Kommt hinzu, dass man Mitarbeitern mit psychischer Erkrankung das Leiden nicht ansieht. Ein Mitarbeiter im Rollstuhl dagegen macht das soziale Engagement einer Firma sofort deutlich.

Ein Prozent schafft Ausstieg

Laut OECD-Bericht machen die psychisch Erkrankten unter den Invalidenrentebezügern jene Gruppe aus, die in den vergangenen Jahren am stärksten gewachsen ist. In Zahlen: Von 235 000 IV-Rentnern sind 100 000 psychisch krank. Besonders deutlich war der Anstieg bei den 18- bis 25-Jährigen – auch wenn es sich zahlenmässig um eine kleine Gruppe handelt. Als «besonders dramatisch» bezeichnet Baer diese Tatsache. Denn: «Wenn man die Rente erst mal erhält, kommt man kaum mehr davon los. Nur ein Prozent der Bezüger schafft pro Jahr den Ausstieg.» Die 6. IV-Revision sieht vor, bis 2017 17 000 IV-Bezüger wiederinzugliedern, dar-

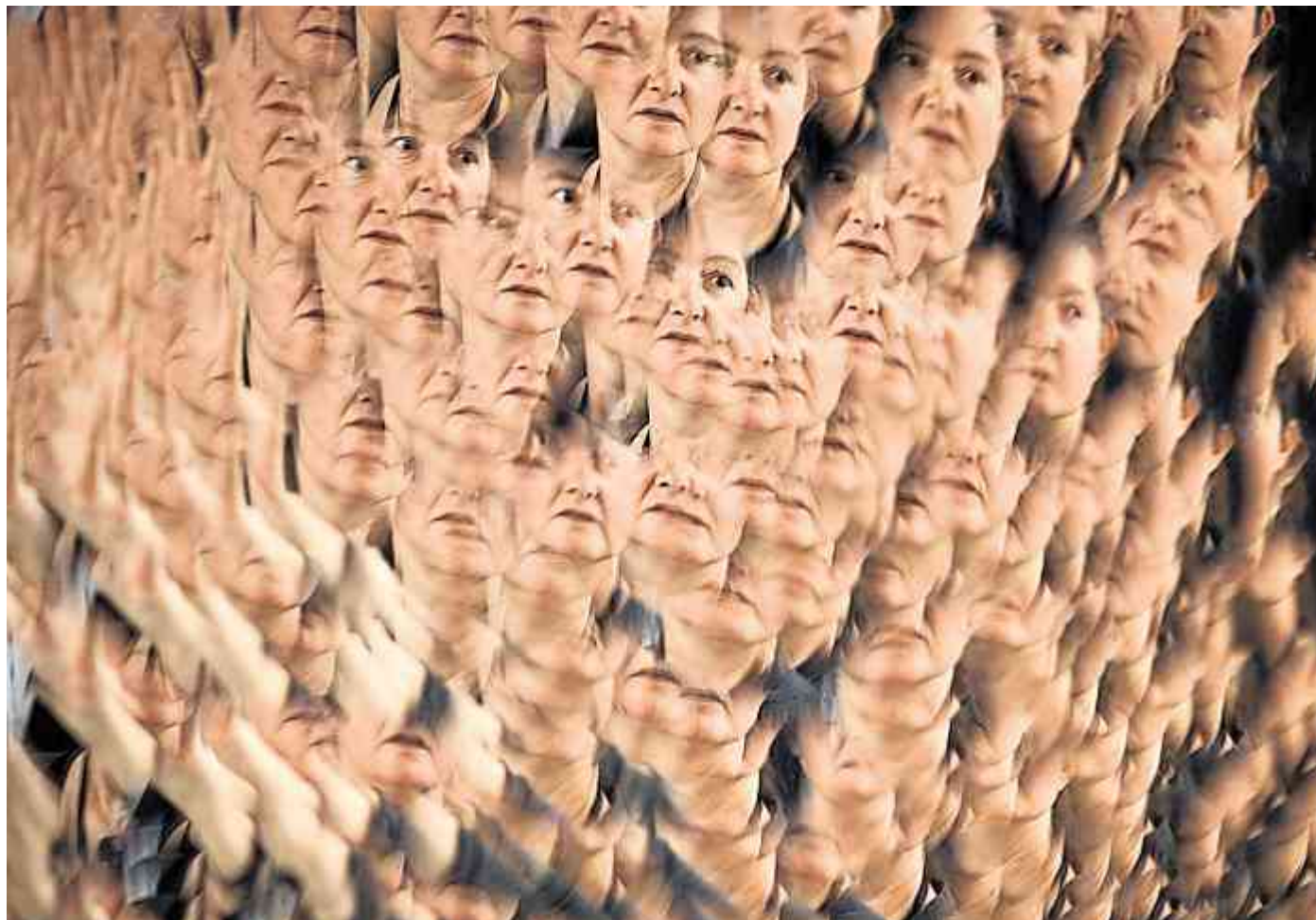


Bild: ky/Gaëtan Bally

Wenn die Psyche streikt: Menschen mit solchen Problemen haben es in der Schweiz zu schwer, in die Berufswelt zurückzukehren, sagt die OECD.

unter zahlreiche psychisch Kranke. «Die Bestimmung ist seit 2012 in Kraft. Man muss abwarten, ob es gelingt. Die bisherigen Erfahrungen in der Praxis stimmen allerdings skeptisch», sagt Baer. Die OECD verdeutlicht in ihrem Bericht: «Behandlungen, mit dem Ziel, den Betroffenen bei der Rückkehr an den Arbeitsplatz zu helfen, sind in der Schweiz nicht sehr verbreitet.»

Die IV, die Arbeitslosenversicherung, die Arbeitgeber und die Mediziner müssten in Zukunft verstärkt zusammenarbeiten, empfiehlt Baer. Viele Ärzte würden die Stellenlosigkeit der Patienten jedoch zu wenig beachten. «Sie sehen in der Arbeit eher eine Stressquelle als eine Bereicherung, die zur Heilung beiträgt.» Studien belegen nämlich, dass sich positives Feedback und soziale Kontakte am Arbeitsplatz günstig auf die Psyche auswirken. Auch lenkt eine Beschäftigung vom Leiden ab. «Die Ärzte befassen sich nicht aus Prinzip

zu wenig mit dem Thema. Viele fühlen sich im Umgang mit Arbeitgebern wohl einfach hilflos», sagt Baer – und fordert, dass die ärztliche Ausbildung um diesen Punkt erweitert wird.

Weit weg von der Arbeitswelt

Doch auch den Arbeitgebern rät Baer zu Verbesserungen: «Sie merken zwar oft, dass mit einem Mitarbeiter etwas nicht stimmt, handeln aber meist viel zu spät.» Mit früher Beratung – etwa durch die Psychiatrischen Dienste oder die IV – lasse sich das ändern. Heute können Menschen mit psychischer Erkrankung nach einer Krise mit einem geringen Pensum von zwei Stunden bereits wieder einsteigen. «Allerdings arbeiten sie meist in einer geschützten Werkstätte. Von dort gelingt es nur wenigen, in einen regulären Job zu wechseln. Die IV ist noch zu weit weg von der realen Arbeitswelt.»

In der Psychiatrischen Klinik Wil lassen sich 1500 Personen

jährlich stationär behandeln. Die Mehrheit davon arbeitet nicht mehr. Ein Drittel will zurück in den Beruf, wie Chefarzt Thomas Maier sagt. Deshalb gibt das Personal nicht nur Medikamente ab und verordnet Psychotherapien. «Wir reden auch mit Arbeitgebern», sagt Maier. Lässt sich das Pensum reduzieren oder die Aufgabe der Verfassung des Betroffenen anpassen? Kann er intern die Stelle wechseln? Oft seien die Arbeitgeber jedoch nicht bereit zu solchen Kompromissen, so Maier. Hat der Patient seinen Beruf bereits aufgegeben, hilft ihm das Klinikpersonal, Bewerbungen zu schreiben, und begleitet ihn zum Berufsberater.

«Zu hektisch für Patienten»

Auch mit dieser Hilfe ist es für psychisch Kranke aber nicht einfach, eine Stelle zu finden: Die heutige Arbeitswelt ist hektisch, Mitarbeiter müssen stets mehr leisten. «Fixe Teams mit einer klaren Hierarchie gibt es immer

seltener», sagt Maier. Gängig seien hingegen Projektarbeiten, für die man sich alle paar Wochen neu bewerben und beweisen müsse. «Faktoren, die nicht gut sind für psychisch Kranke. Das ist die Kehrseite der Globalisierung und Dynamisierung», sagt Maier – und hofft, dass Wirtschaft und Psychiatrie bald vermehrt zusammenspannen. Geht es nach Maier, kann das, im Bereich der Prävention, etwa so aussehen: Die Psychiatrischen Dienste schicken regelmässig einen «Coach» bei interessierten Firmen vorbei. In einer Sprechstunde können Angestellte dann loswerden, was sie plagt.

Der Schweizerische Arbeitgeberverband hingegen fordert in einem Communiqué, dass die Massnahmen der IV-Revision 6b nun umgesetzt werden müssten. Die Vorlage hätte etwa die Beratung von Arbeitgebern und die verstärkte Eingliederung von IV-Bezügern vorgesehen. Das Parlament lehnte sie im Juni 2013 ab.

VILLA KUNTERBUNT

Ausgestorben: Der Mops im Haferstroh

Es muss daran liegen, dass wir älter werden: Zunehmend rückt die eigene Kindheit in verklärtes Licht. War früher nicht doch irgendwie alles besser? Zum Beispiel die Schreibkultur. Man wurde mit sechs Jahren eingeschult und konnte in den ersten Sommerferien der Oma eine Ansichtskarte schreiben – vielleicht noch etwas ungenau, aber in Schnürlischrift. Wenn ich mich recht entsinne, stand da nicht «libe Ohma», denn damals war kreatives Schreiben noch nicht so gefragt. Man fing mit einfachen, oft gebrauchten Wörtern an und lernte, wie sie aussehen müssen, damit Oma sie wiedererkennt.

«Denk an den Bengel...»

Heute mühen sich Kinder früh mit Buchstabenmonstern wie «Recycling» und «Kehrichtverbrennungsanlage» ab. Soll keiner sagen, sie lernten nicht fürs Leben! Nun, für die Postkarte von der Nordsee ist dieser Wortschatz nicht so wichtig; ebenso wenig taugt er fürs Poesiealbum. Aber auch das ist ja längst aus der Mode gekommen. Damals folgte es sehr verlässlich in der zweiten, dritten Klasse – eben wenn man davon ausgehen konnte, dass die lieben Gspännli das Album «rein halten» würden, also nicht wild darin herumklecksten oder, noch schlimmer, Seiten ausrissen. Die «Poesie» bestand aus



sinnigen Sprüchen wie «Lebe lustig, lebe froh, wie der Mops im Haferstroh.» Oder: «Sei brav wie ein Engel, dann hat man dich lieb, und denk an den Bengel, der dir das schrieb.»

Ich habe sie nicht vergessen, die Bengel, Ehrenwort! Meist lebe ich sogar froh wie ein Mops, obwohl ich keinen Mops besitze. Dafür Kinder! Die heutzutage schon mit vier oder fünf die ersten «Freundschaftsalben» aus dem Chindsgi mitbringen.

Lottas Motto: «Geige spielen»

Verse sind dafür nicht mehr nötig, auch keine Kleberli mit auf Rosenbouquets schwebenden Putten – aber ein cooles Foto. Ausserdem ein gesundes Selbstbewusstsein und der sehr zeitgemässe Hang zur Profilierung. Denn die junge Generation Facebook zeigt sich hier von ihrer besten, der originell-witzigen Seite. Von der Lieblingsfarbe bis zur Leibspeise, der TV-Serie bis zum Lebensraum reicht der Fragenkatalog. Imagebewusste Mütter sitzen selbstverständlich daneben oder führen selbst den Stift. Sonst schreibt das Kind unter «Besondere Merkmale» womöglich: «Zwei Leistenbrüche» und trägt Papas Natel-Nummer ein.

Was soll man sagen zu einem «Freunde»-Buch (nein: BFF; «best friends forever») im «Style» einer Model-Kartei, mit «Sed Card» und «Posing»-Tips? – Ich verkniff mir einen Kommentar und liess Lotta, 8, alleine werkeln. Das Resultat: Einträge wie «Geige spielen» unter dem Stichwort «Mein Motto».

Ach, waren das schöne Zeiten mit dem Mops im Haferstroh!

Bettina Kugler

Fest für ein gefährdetes Kulturgut

Die öffentliche Bibliothek der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich ist ein «Kulturgut von nationaler Bedeutung».

Trotzdem droht ihr die Zerschlagung. Engagierte versuchen, sie zu retten, und veranstalten dafür den «Tag des Jüdischen Buches».

VALERIA HEINTGES

Wer die Geschichte der Bibliothek der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich (ICZ) kennt, versteht ihre Bedeutung sofort: Sie wurde 1939 gegründet, zu einer Zeit also, als die Nationalsozialisten im übrigen Europa jüdische Bibliotheken von Privaten, Gemeinden und Hochschulen auflösten und die Bücher vernichteten.

Werke aus dem 16. Jahrhundert

1939 übernahm die ICZ eine Bibliothek, deren Wurzeln bis 1902 reichten. Dazu kamen bald Bücher geflohener Juden und Ende der 40er-Jahre 4000 Werke des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau, von denen einige aus dem 16. Jahrhundert stammen.

Mittlerweile 50 000 Medien gehören der für jeden öffentlich

zugänglichen ICZ-Bibliothek, in deutscher, hebräischer, jiddischer und englischer Sprache. Der Grossteil, rund 40 000 Werke, sind wissenschaftlicher Natur, also Werke zu Judaistik und Rabbinistik, Kommentare zu Talmud und Bibel, aber auch Werke zum Konflikt in Nahost, Philosophie, Kunst- und Musikgeschichte. Rund 10 000 Werke sind belletristischer Art, von jüdischen Autoren oder zu jüdischen Themen, darunter Kinder- und Jugendbücher und auch DVDs und CDs.

«Gerade diese Vielfalt macht die Bibliothek aus», sagt Bibliothekarin Kerstin Paul. Die Medienfülle und -breite beeinflusst auch im Bundesamt für Bevölkerungsschutz, das die Bibliothek in die Liste eines «Kulturguts von nationaler Bedeutung» aufnahm, weil sie im deutschsprachigen Raum wohl einzigartig ist.

Ungeachtet dessen wurden Pläne publik, diese Vielfalt zu zerstören, denn die ICZ muss sparen. Der wissenschaftliche Teil, so die Idee, sollte der Zentralbibliothek Zürich (ZB) einverleibt werden. Präsent wären die Werke dann wohl nicht mehr,

sondern müssten bei Verlangen aus dem Lager geholt werden. Der belletristische Teil bliebe bei der ICZ, ein schwacher Trost für Bibliothekarin Paul: «Die Identität der Bibliothek wäre zerstört.»

Das findet auch der Verein für jüdische Kultur und Wissen-

75. Geburtstag Der Tag des jüdischen Buches im Stadthaus Zürich

Das Programm:

11 Uhr Vortrag Prof. Andreas Kilcher, ETH: Volk des Buches
14 Uhr: Autor Martin Hamburger liest aus «Die Fahrt aus der Haut» und spricht über «Wenn über die Herkunft der Familie nicht gesprochen wird»
15.15 Uhr: Prof. Itta Shedletzky, Universität Jerusalem: Else Lasker-Schüler in Zürich

16.30 Lesung: Juden in Zürich – Juden im Roman. Texte aus drei Büchern und drei Epochen
17.45 Autorengespräch mit Urs Faes zu seinem neuen Roman «Sommer in Brandenburg»: Wenn eine Fotografie zu einem Roman führt

Ort, Zeit: 26. Januar, Musiksaal des Stadthauses Zürich, Stadthausquai 17. Eintritt frei. (red.)